

8. Juli 2016, 18:57 Migration

Immer unterwegs

Der Mensch ist seit seinen Anfängen ein Migrant. In den meisten Fällen treiben die Wanderer den gesellschaftlichen Wandel voran und die Zielländer profitieren - wenn sie keine groben Fehler machen.

Von Hubert Filser

Vielleicht sollte man von Domenico Lucano lernen, dem Bürgermeister des kalabrischen 2000-Einwohner-Dorfes Riace. Seit 18 Jahren nimmt der Ort Flüchtlinge auf. Die ersten waren 218 halb verhungerte Kurden, die eigentlich nach Griechenland wollten und am Küstenort strandeten. Dann kamen die Afrikaner, und bald werden wieder Zehntausende in kleinen Booten anlanden, weil die sogenannte Balkanroute dicht ist. Riace nahm Jahr für Jahr Flüchtlinge auf, 6000 bis heute. Allerdings nicht bedingungslos: Die neuen Einwohner mussten verfallene Häuser im damals eher aussterbenden Ort renovieren sowie die Olivenhaine und Weinberge wieder in Ordnung bringen. Dafür durften sie mietfrei wohnen und bekamen ein kleines Taschengeld für den Alltag, das war der Deal. "Hilfe ist in Riace keine Einbahnstraße", sagt Lucano. Man versuche, den Flüchtlingen ein Zuhause zu geben, dafür müssen sie helfen, das Dorf am Leben zu erhalten. Nun ernannte die Zeitschrift *Fortune* den 58-Jährigen zu einem der wichtigsten Führer der Welt.

Womöglich hat der Bürgermeister aus Süditalien tatsächlich ein Rezept gefunden, wie Migration gelingen kann. Es bestätigt allerdings nur, was die Mehrheit der Forscher ohnehin sagt: Wenn man nicht allzu grobe Fehler bei der Aufnahme macht, profitieren die Zielländer von den Neuankömmlingen - zumindest langfristig. "Wichtig sind die Offenheit und das Interesse an den Kenntnissen der Zuwanderer", sagt der Migrationsforscher Thomas Faist von der Universität Bielefeld. "Migranten müssen auf Augenhöhe leben können." Dann könnten sie ihre Arbeitskraft einbringen, ihre Ideen und Talente. Das ist der Grund, wieso viele wichtige Neuerungen in der Menschheitsgeschichte Produkte des kulturellen und wissenschaftlichen Austauschs waren, der mit den großen Migrationsbewegungen einher ging.

Zunehmende geistige und kulturelle Fähigkeiten halfen bei der Suche nach neuen Wegen

Migration ist etwas zutiefst Menschliches. Es begann bereits vor 130 000 Jahren mit dem Exodus aus Afrika, der Wiege der Menschheit, wo wohl alle Menschenarten ihren Ursprung hatten. Das sich ändernde Klima zwang die Menschen zu den großen Wanderungen, zunehmende geistige und kulturelle Fähigkeiten halfen ihnen bei der

Suche nach neuen Wegen. Der Mensch brach auf, weil er überleben oder besser leben wollte. So ist es bis heute.

Laut UN gab es im Jahr 2015 weltweit 244 Millionen Migranten, also Menschen, die seit mindestens einem Jahr fern ihres Geburtslandes leben, sei es als Kriegs- und Armutflüchtling oder als Milliardär, der aus Steuergründen nach Monaco gezogen ist. Das scheint viel, andererseits entspricht das nur rund drei Prozent der Weltbevölkerung. Nach Analysen von Guy Abel und Nikola Sander vom Wittgenstein Centre for Demography in Wien verließen von 2010 bis 2015 rund 36,5 Millionen Menschen ihr Heimatland, rund 0,5 Prozent der Weltbevölkerung. Auch dieser Anteil ist seit fast 60 Jahren praktisch konstant. "Das scheint eine historische Faustregel zu sein", sagt Abel. "Pro Fünfjahresperiode sind weltweit sechs von tausend Menschen auf Wanderschaft." Damit bleiben die globalen Wanderbewegungen auf einem relativ niedrigen Niveau.

Zudem bedeuten eine Million Migranten in der Europäischen Union lediglich einen Bevölkerungsanteil von weniger als 0,2 Prozent. Die Türkei mit ihren 75 Millionen Einwohnern beherbergt allein drei Millionen Syrer, der Libanon 1,3 Millionen - zwanzig Prozent der Bevölkerung. "Die Flüchtlingsströme aus Syrien in die Türkei und den Libanon sind die derzeit größten Migrationsbewegungen weltweit, mitnichten die Migrationen nach Europa", sagt Abel. Auch in den USA sind die Einwandererzahlen aus Lateinamerika seit Jahrzehnten deutlich höher.

Viele Menschen zieht es gar nicht in die reichsten Länder, sondern eher in Nachbarländer, die einen leicht besseren Lebensstandard haben. Der Grund ist simpel: "Migration in entferntere Länder ist mit hohen Kosten für die Beteiligten verbunden", sagt der Migrationsforscher Jochen Oltmer von der Universität Osnabrück. "Das kann sich nicht jeder leisten. Sie machen es, weil sie sich an einem anderen Ort für sich oder ihre Kinder bessere Chancen versprechen." Es geht um eine bessere Zukunft, Bildung, ein ausreichendes Einkommen. Diese Ziele erklären auch, wieso mittlerweile mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten lebt. Allein in China sind 45 Millionen junge Menschen für die Hochschulbildung in die Städte gezogen, sie gehören zu insgesamt 200 Millionen nationalen chinesischen Migranten, die in keiner UN-Statistik auftauchen. "Das eigentlich Erstaunliche ist aber, dass nicht noch viel mehr Menschen aus Kriegs- und Krisenregionen fliehen", sagt Jochen Oltmer. "Das Migrationspotenzial ist deutlich höher", sagt auch der Bielefelder Migrationsforscher Thomas Faist. Seinen Umfragen in türkischen Flüchtlingslagern zufolge könnten sich 60 Prozent vorstellen, auszuwandern. Aber nur drei Prozent haben ein Visum beantragt.

"Zentral ist die Mobilisierung", sagt Faist. "Hier spielen beispielsweise die Schleuser in Syrien oder Nordafrika eine Schlüsselrolle, oder auch die Agenten in Bangladesch oder Indien, die Arbeiter in die Golfstaaten vermitteln. Und Pioniermigranten, die eine Anlaufstelle für Familienmitglieder, Freunde oder Bekannte darstellen." Die Migrationszahlen folgen einer Art S-Kurve. Nach langsamer Zunahme gibt es oft einen

exponentiellen Anstieg, der vor allem durch Netzwerke ausgelöst wird.

Dafür gibt es historische Beispiele. Vom späten 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg waren 60 Millionen Europäer in die Neue Welt ausgewandert, darunter sechs Millionen Deutsche. "94 Prozent aller Menschen, die im Hafen von New York ankamen, kamen bei Verwandten unter", sagt Oltmer. "80 Prozent der Pakistaner in Großbritannien stammen aus einem kleinen, ländlichen Bezirk im Osten des Landes", schreibt der Autor Doug Saunders in seinem Buch "Arrival City". Und die meisten der Millionen Polen, die sich in Westeuropa niedergelassen haben, kommen aus Dörfern in Schlesien und dem südwestlichen Landesteil. Der größte Teil der Mexikaner in den USA hat seine Wurzeln in einer Handvoll ländlicher Regionen. Die Netzwerksysteme "basieren auf einem klaren Regelwerk, wer dieses nicht einhält, wird bestraft", sagt Faist.

In manchen Städten haben die Netzwerke, so scheint es, zu starken Konzentrationen einzelner Ethnien und Religionen geführt, bisweilen auch verbunden mit einem anderen Wertesystem. Von Parallelgesellschaften ist dann die Rede. Im Detail ist die Analyse der Gründe einer Ghettobildung sehr komplex - und je nach Fragestellung aufwendig. Der Soziologe Ruud Koopmans von der Humboldt-Universität Berlin untersuchte jüngst am Beispiel Arbeitsmarkt, was für eine Integration von Muslimen wichtig ist. Muslimische Migranten gehören in Europa zu den Schlusslichtern auf dem Arbeitsmarkt. Der Leiter der Abteilung "Migration, Integration, Transnationalisierung" am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) befragte dafür 7000 Muslime aus sechs europäischen Ländern. Sein Fazit: Mangelnde Sprachkenntnisse, traditionelle religiöse Wertvorstellungen und begrenzte interethnische Kontakte hemmen ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt weit mehr als ethnische Diskriminierung. Je mehr sich Migranten auf soziokultureller Ebene an die Mehrheitsgesellschaft anpassen, umso besser seien ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Gute Sprachkenntnisse helfen demnach enorm. Koopmans bemängelt, dass sich muslimische Migranten zu wenig anpassen würden, Multikulti hält er für eine schlechte Idee. Er wird wegen solcher Aussagen angegriffen. Koopmans selbst hat das Gefühl, dass seine Studien im deutschsprachigen Raum eher übergangen werden. Es ginge ihm aber nicht darum, dass Migranten ihre eigene Sprache und Kultur aufgeben, sagte er jüngst in einem Interview mit der FAZ.

Ob sich die Einwanderer dann integrieren, hängt in jedem Fall stark davon ab, ob sie es schaffen, Beziehungen zu Einheimischen zu knüpfen. Am besten gelingt das in einer offenen Gesellschaft. "Tatsächlich entscheiden die Startbedingungen für einen Migranten in einem neuen Land darüber, welche späteren sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Prozesse sich daraus ergeben", sagt Steven Vertovec vom Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften in Göttingen. Der Rechtsstatus sei dabei von zentraler Bedeutung, er entscheide über die künftigen Möglichkeiten. Es geht dabei um Duldung, Bleiberecht, Arbeitserlaubnis bis hin zur Staatsbürgerschaft. "Je besser die Chancen für einen Migranten sind, seinen Rechtsstatus zu verbessern, desto mehr wird er langfristig in seine Verbindung zu einem

Land investieren." Hier könne man von Staaten wie Kanada lernen, wo Immigranten besonders stark akzeptiert werden, nicht zuletzt, weil dort die Gewinne durch die neuen Mitbürger gesehen werden. Der Weg hin zur Staatsbürgerschaft sei dort kurz.

Asia-Lokalen und Döner-Buden folgen häufig Künstler und Start-ups

Tatsächlich zeigen zahlreiche historische Beispiele den Nutzen der Migration. So trugen die aus Frankreich seit 1700 aus Glaubensgründen geflüchteten protestantischen Hugenotten wesentlich zur Entwicklung von Wirtschaft und Wissenschaft in Berlin-Brandenburg bei. Die vielen deutsch-jüdischen Migranten, die vor und während des 2. Weltkriegs in die Türkei auswanderten, hatten positive Einflüsse auf Architektur, Wissenschaft und vor allem auf das Rechtswesen.

Aber auch die Curry-Lokale der Bangladescher in London oder die Döner-Buden der Türken in Berlin erhöhen die Attraktivität einer Stadt und können mit ihrem Flair ganze Viertel aufwerten. Nicht ohne Grund folgen den exotischen Imbissbuden häufig die Künstler und Start-ups. Zugleich sind es kleine Unternehmen, die ganze Familienverbände ernähren und mittelfristig Stabilität schaffen.

"Kleinunternehmen dieser Art findet man im Herzen fast jeder erfolgreichen Ankunftsstadt", analysiert Autor Doug Saunders. Scheitern die Arrival Cities, die "Orte der Ankunft", werden sie zu Brutstätten von Kriminalität und Extremismus. Blühen sie auf, tragen sie bei zur Zukunft des ganzen Landes. Auch Migrationsforscher Faist betont die große Bedeutung solcher "Hybridkulturen", in denen etwas Neues aus den Kulturen der Zuwanderer und der Ansässigen entsteht. "Der Döner etwa wird auch an die jeweiligen Verhältnisse angepasst", sagt Faist. Das weiß jeder, der einmal in Istanbul nach einem "deutschen" Döner gesucht hat. Vor allem im Alltag werden die Hybridkulturen spürbar, in der Musik oder eben beim Essen, wo viele Menschen die neuen Einflüsse als Bereicherung empfinden.

Und auch wirtschaftlich scheint gelungene Migration sich zu rechnen. So hat die International Labour Organisation der UN bei einer Analyse von 15 europäischen Ländern festgestellt, dass das Bruttoinlandsprodukt um 1,25 bis 1,5 Prozent zunimmt, wenn die Bevölkerungszahl durch Einwanderung um ein Prozent steigt. Das Center for Global Development in Washington schätzt, dass die Weltwirtschaft um 50 bis 150 Prozent wachsen würde, wenn alle Migrationsbarrieren verschwinden würden. Die Logik sei simpel: Ziehen Menschen von Orten, an denen es keine Arbeit gibt, zu Orten, wo es Ressourcen gibt, können sie produktiv werden.

Doch die Menschen vor Ort haben trotzdem Angst vor Überfremdung und persönlichen Nachteilen. Sind es einfach zu viele Flüchtlinge, die gerade etwa nach Deutschland strömen? "Ach, die Frage nach den Obergrenzen", sagt Thomas Faist. "Klar kann es ein Zuviel geben, aber wir können die Zahl schlicht nicht benennen, das wissen wir erst hinterher. Deshalb führt uns die Frage auch nirgendwo hin."

In der Menschheitsgeschichte war die Frage schon mal einfacher zu beantworten: Solange es Nischen gab, in die man sich zurückziehen konnte, blieb für Migranten immer auch ein Raum, in dem sie sich in Ruhe anpassen und entwickeln konnten. In der Steinzeit lag die Bevölkerungsdichte nur bei etwa 0,11 Menschen pro Quadratkilometer. Als die Menschen vor rund 11 500 Jahren sesshaft wurden, lebten auf der Erde rund 7 Millionen Menschen, heute aber sind es 7,4 Milliarden. In der globalisierten Welt existieren diese Nischen also kaum noch.

Das müsse aber nicht unbedingt ein Nachteil sein, meinen Sozialanthropologen wie Steven Vertovec aus Göttingen. Er vermutet, dass sich aufgrund der zunehmenden Enge etwas Neues in der Menschheitsgeschichte entwickelt, er nennt es Super-Diversität. Menschen verschiedenster Herkunft, mit unterschiedlichem Alter und Geschlecht, höchst unterschiedlichen ethnischen, religiösen und sprachlichen Hintergründen und unterschiedlichem Rechtsstatus leben zusammen. "Die Super-Diversität ist ein globales Phänomen, sie trifft auf Städte in Asien und Afrika genauso zu wie auf europäische und amerikanische", sagt Vertovec. "Sie kommt daher, dass immer mehr Menschen aus immer mehr Ländern in kleinen Gruppen in immer mehr Länder auswandern, in den Großstädten sind die Menschen dann in engem Kontakt."

Die historisch einzigartige kulturelle Vielfalt in modernen Metropolen wie Toronto, New York, London, Berlin oder Sydney bietet Chancen, im wirtschaftlichen wie vor allem im sozialen Bereich. Es bilden sich, so Vertovec, neue, komplexe soziale Netzwerke, neue politische und soziale Bewegungen, neue Wirtschaftsbeziehungen, auch der Kulturbereich profitiert. Es können sich schlicht neue Formen des Umgangs entwickeln. Die australische Soziologin Amanda Wise betont in ihrem Aufsatz "Hope in a Land of Strangers" die Bedeutung dieses täglichen, ganz normalen Zusammenlebens mit ganz verschiedenen anderen Menschen. Die Leute würden "sich eher unterbewusst eine Art interkulturellen Habitus aneignen". Sie gewöhnen sich schlicht an die verschiedenen Arten von Unterschieden.

Auch dank der vielen Spieler mit ausländischen Wurzeln wurde die Fußball-WM gewonnen

Natürlich schafft die große Vielfalt auch neue Probleme, etwa weil längst nicht mehr alle Menschen in einer Stadt oder einem Land die gleichen Werte haben, und das in einer Zeit, in der die Gesellschaft insgesamt komplexer wird, mit immer mehr Familienformen, Subkulturen und Splittergruppen. Daran kann eine Gesellschaft scheitern, wenn alle beteiligten Gruppen das "Anderssein" nicht mehr akzeptieren wollen, auch wenn Ängste nicht ernst genommen werden. Heftige, manchmal gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen Gruppen können die Folge sein. Wer etwa die Stimmung in manchen französischen Banlieues betrachtet, weiß um das Konfliktpotenzial.

Umso wichtiger sind beim Thema Integration von Anfang an klare Regeln. "Die Gesellschaft muss ihre Werte diskutieren und klar formulieren", sagt Thomas Faist. Und

Steve Vertovec ergänzt: "Wir müssen mehr Wert auf Regeln und gegenseitigen Respekt legen." Solange die Einstellung auf beiden Seiten positiv ist, wird es auch positive Begegnungen geben.

Thomas Faist ist sich aber sicher - ebenso wie Steven Vertovec und Jochen Oltmer -, dass Deutschland die Aufgabe bewältigen wird. Sie verweisen auf die insgesamt positivere Grundstimmung. Die guten Erfahrungen mit den Sudetendeutschen nach dem Krieg, mit den Gastarbeitern in den 1960er-Jahren, mit den Balkan-Flüchtlingen in den 1990er-Jahren und den Auslandsdeutschen aus dem ehemaligen Ostblock nach dem Fall der Mauer haben sich ausgewirkt. Hilfreich sei sicher auch, dass die deutsche Fußballnationalmannschaft nicht zuletzt wegen der vielen Spieler mit Migrationshintergrund die Weltmeisterschaft gewonnen hat. "Außerdem dringt es langsam durch, dass es im Hinblick auf den Facharbeitermangel und den demografischen Wandel gut für das Land sein könnte, Menschen aufzunehmen", sagt Oltmer. Es sieht so aus, als sei Deutschland auf dem Weg zu einem Einwanderungsland, auch wenn eine neue Studie der Universität Bielefeld aktuell einen leichten Rückgang der Willkommenskultur sieht.

Und was wäre auch die Alternative? Selbst wenn sich die Industrienationen abschotten, wird der Druck groß bleiben, nicht zuletzt durch die Folgen des Klimawandels. Wäre es da nicht besser, über Probleme im eigenen Land nachzudenken und zu fragen, wie man die Flüchtlinge hier brauchen kann, so wie es Jochen Oltmer vorschlägt? Etwa in der deutschen Provinz, die sich derzeit entvölkert und wo Ärzte, Schüler, Kunden für die Geschäfte fehlen. "Auch hier könnte man überlegen, ob die Einwanderer nicht eine Rolle spielen könnten", sagt Oltmer. Flüchtlinge könnten wie im italienischen Riace helfen, die Infrastruktur zu stabilisieren - und damit das Problem Landflucht parallel angehen.

Bei all den Hoffnungen ist dennoch klar, dass es auch Verlierer der Migration geben wird. Aber die gibt es letztlich auch so in jeder Gesellschaft, es gibt die größer werdende Kluft zwischen Arm und Reich, auch darum muss man sich kümmern. "Die große Chance der Migration ist die Selbstvergewisserung einer Gesellschaft, sie kann ihre Positionen bestimmen", sagt Faist. Gemeinsam mit den neu ankommenden Menschen entsteht ein neues Wir. "Natürlich kann man sich als Gesellschaft dieser Veränderung verweigern", sagt Faist, aber nur auf bewährte Muster zu vertrauen, habe eine Gesellschaft noch nie weiter gebracht. Menschen wie Domenico Lucano in Sizilien haben das im Kleinen begriffen. Vielleicht kann es auch im Großen gelingen.

URL: <http://www.sueddeutsche.de/wissen/migration-immer-unterwegs-1.3069390>

Copyright: Süddeutsche Zeitung Digitale Medien GmbH / Süddeutsche Zeitung GmbH

Quelle: SZ vom 09.07.2016

Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über Süddeutsche Zeitung Content. Bitte senden Sie Ihre Nutzungsanfrage an syndication@sueddeutsche.de.